

LUCERNE FESTIVAL

Die Vielfalt der Musiker bringt erst die Einheit des Klangs hervor

Zwei Gastspiele des Mahler Chamber Orchestra und der Filarmonica della Scala verdeutlichten die besondere Identität des Festivalorchesters

MARCO FREI, LUZERN

Manche Klischees halten sich hartnäckig. Eines besagt, dass das Lucerne Festival Orchestra (LFO) eine eigene Identität nicht wirklich erschaffen könne: weil es kein festes Ensemble sei. Dahinter steht freilich ein gewaltiges Missverständnis. Zwar vereint das LFO alljährlich Musiker aus unterschiedlichen Spitzenorchestern, aber: Viele spielen schon seit Jahren mit. Überdies profitiert das LFO gerade von der Vielfalt an Orchesterprofilen, die in ihm vertreten sind. Nur wenige Ensembles weisen eine derart flexible, offene Klangkultur auf wie das LFO.

Auch dies markiert die besondere Identität in Luzern. Das galt schon unter Claudio Abbado, und seit 2016 hat Riccardo Chailly dieses Profil auf eigene Weise geschärft: mit anderen Schwerpunkten in Repertoire und Interpretation. Die Luzerner «Einheit in der Vielfalt» haben nun zwei Gastspiele von Orchestern hörbar gemacht, die jeweils mit etlichen Musikern im LFO vertreten sind. So dirigierte François-Xavier Roth das Mahler Chamber Orchestra (MCO), und Chailly stand am Pult der Mailänder Filarmonica della Scala (FS).

Beide Orchester wurden, wie seinerzeit das LFO, wesentlich von Abbado mitinitiiert. Doch während das MCO als kleines, eigenbestimmtes Kollektiv stets auch historisch informierte Interpretationen abseits der Standards erprobte, stand das Scala-Orchester lange Zeit unter dem übermächtigen Einfluss von Riccardo Muti. Seit 2015 prägt nun Chailly die Geschehnisse der FS, und in Luzern war erneut zu hören, wie gründlich er das Orchester von der Patina der «guten alten Zeit» entstaubt hat.

Flexibilität und Offenheit

Das offenbarte sich gerade in Werken, die nicht unproblematisch sind: «Fontane di Roma» sowie «Pini di Roma» von Ottorino Respighi aus den Jahren 1915/16 und 1923/24. Mit kompakten Bläusersätzen sowie einer differenzierten Artikulation und Phrasierung der Streicher gelangen hellhörige Klanglichkeiten, die Respighi als Meister der

Orchestrierung präsentierten und hochmodern wirkten.

Selbst das affirmative Getöse in «I pini della Via Appia» – ein gewaltiges Crescendo wie in Ravels «Boléro» oder später in der «Invasionsepisode» aus der «Leningrader Sinfonie» von Dmitri Schostakowitsch – wurde ein packendes Hördrama. Chailly hat hier eine Musik rehabilitiert, die einst von der faschistischen Propaganda ausgeschlachtet wurde. Ein hochagiles, frisch aufspielendes Scala-Orchester war zu erleben, wie man es eigentlich eher vom MCO erwartet hatte.

Indessen wirkten beim MCO-Gastspiel die Haydn-Sinfonien «Der Philosoph» von 1764 und «The Miracle» von 1791 insgesamt brav und gewöhnlich. Obwohl François-Xavier Roth eigentlich für historisch informierte Interpretationen bekannt ist; dafür steht nicht zuletzt sein Ensemble «Les Siècles». In Luzern agiert das MCO mit viel Tenuto und Legato: Die Bögen der Streicher kleben auf den Saiten, und manche getragene Bläusersätze übertünchen zudem die Streicher.

Bei den Geigensolisten, die jeweils als Partner der Orchester in Luzern mitwirkten, kehrten sich die Verhältnisse komplett um. So bedient Leonidas Kavakos im Violinkonzert von Johannes Brahms unter Chailly einige gängige Brahms-Klischees des 20. Jahrhunderts: vibratorisch, mit breitem Strich und sattem Portamenti.

Auch der Finalsatz bleibt recht kämpferisch, obwohl Brahms eigentlich ein leichtfüssiges «Giocoso» vorschreibt. Tatsächlich war Brahms um eine klassische Entschlackung bemüht, samt wohl-dosiertem Vibrato und fließenden Tempi, wie nicht zuletzt historische Tonaufnahmen von Joseph Joachim belegen. Der enge Weggefährte von Brahms hatte das Violinkonzert 1879 uraufgeführt. Seine gewichtige Violinschule überträgt klassische Ideale aus der Violinschule von Leopold Mozart in das damalige Heute.

Hier knüpft derzeit vor allem Isabelle Faust an, «artiste étoile» am Lucerne Festival 2015, um das Brahms-Konzert konsequent zu entschlacken. Wer dies live erlebt hat, tut sich schwer mit Kava-

kos' Romantisierung. Dagegen interpretierte Patricia Kopatchinskaja, die diesjährige «artiste étoile» in Luzern, mit dem MCO unter Roth das Violinkonzert Nr. 2 von Béla Bartók von 1937/38. Zwar hätte dem ausgeprägt neoklassizistischen Kopfsatz ein stärker dosiertes Vibrato gut getan; dafür aber wurde im Mittelsatz eine luzide und zugleich schattenhaft verdüsterte «Nachtmusik» verlebendigt: atmosphärisch dicht.

Involviertes Miteinander

Überdies war hier eine Solistin zu erleben, die den direkten Kontakt zum Orchester suchte: Oftmals drehte sich Kopatchinskaja vom Publikum weg, um mit den MCO-Musikern in einen Dialog zu treten. Dies mögen Gesten sein, die man von ihren Auftritten bestens kennt, aber: Kopatchinskaja ist keine «Blenderin», sondern absolut «echt». Mit ihrem involvierten Miteinander lebte sie zugleich eine Haltung, die ebenfalls eng mit der Identität des LFO verbunden ist: ein gleichberechtigtes aufeinander Hören aus dem Geist der Kammermusik.